

Er war ein Idol, ein Held seiner Zeit, sein Leben und Sterben wurden zum Mythos, Jon Krakauers Biografie über ihn zum Bestseller. Chris McCandless wollte ein Leben als Aussteiger führen, zog durch die Staaten Nordamerikas, bis er aus der Wildnis Alaskas nicht mehr zurückkehrte. Nun, zwanzig Jahre später, erzählt seine Schwester Carine McCandless zum ersten Mal die wahre Geschichte ihres Bruders. Sie deckt auf, was Chris tatsächlich in die Wildnis trieb. Es war nicht die Romantik eines Lebens fernab der Zivilisation oder die Liebe zur Natur, die ihn anzog, sondern vielmehr die Flucht vor einer Familie, in der ein herrschsüchtiger Vater seine Frau und seine Kinder schlug, misshandelte und demütigte. Die Abkehr von einem Elternhaus, in dem der schöne Schein mehr galt als alles andere und in dem ein Netz aus Lügen das Bild der perfekten Familie aufrechterhalten sollte.

CARINE MCCANDLESS ist die Schwester des Aussteiger-Idols Chris McCandless. Sie arbeitete eng mit Jon Krakauer an seinem Bestseller »Into the Wild« und unterstützte Sean Penn bei seinen Recherchen für die gleichnamige Verfilmung des Buches.

Regelmäßig spricht sie an Universitäten und auf Veranstaltungen über ihren Bruder und sein Vermächtnis. Carine McCandless engagiert sich für gemeinnützige Projekte und lebt mit ihren beiden Töchtern in Virginia Beach.

CARINE McCANDLESS

DIE
GEHEIMNISSE, DIE
CHRIS McCANDLESS
IN DIE WILDNIS
TRIEBEN

Die Wahrheit über ein Aussteiger-Idol

Aus dem Amerikanischen
von Marie Rahn und Jens Plassmann

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»The Wild Truth« bei HarperOne,
an imprint of HarperCollins Publishers, LLC.

Die deutsche Erstausgabe erschien im November 2014 unter dem Titel
»Wild Truth« als Hardcover im btb Verlag.

Copyright der Fotos auf den Seiten 4, 5 und 6 des zweiten Bildteils, den
Seiten 1 und 16 des dritten Bildteils und des Fotos auf Seite 306

© Dominic Peters

Copyright der beiden oberen Fotos auf Seite 2 und 3 des zweiten
Bildteils © Mickey Mariner Hines

Copyright des unteren Bildes auf Seite 7 des zweiten Bildteils bei
© Jon Krakauer

Alle anderen Fotos stammen aus dem Besitz der Autorin.

Simone de Beauvoir, Alles in Allem (Seite 8): Copyright © 1972
Editions Gallimard, Paris; Copyright © 1974 Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe September 2016,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2014 by Carine McCandless

Published by arrangement with Harper One, an imprint of
HarperCollins Publishers, LLC.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by btb Verlag
Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Fotolia/Jan Miřacký; Shutterstock/3dmentor,
Shutterstock/PhilipYb Studio

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71415-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Chris

INHALT

Vorwort	9
Einleitung	15
Teil 1 Wert	31
Teil 2 Kraft	139
Teil 3 Bedingungslose Liebe	227
Teil 4 Wahrheit	265
Epilog	295
Anmerkung der Autorin	307
Nachwort	311
Dank	315

*Meine Liebe zur Wahrheit beraubte mich
der gefahrlosen Behaglichkeit von Gewissheiten –
und die Wahrheit lohnte es mir.*

Simone de Beauvoir, *Alles in Allem*

VORWORT

Am 14. September 1992 erhielt ich einen Anruf von Bryant, dem Herausgeber der Zeitschrift *Outside*. Er klang ungewöhnlich aufgeregt. Ohne sich lange mit Begrüßungsfloskeln aufzuhalten, erzählte er mir von einer Meldung in der *New York Times*, die ihm nicht aus dem Kopf ging:

TOD IN DER WILDNIS, WANDERER HÄLT EIGENES STERBEN IN TAGEBUCH FEST

Vergangenen Sonntag wurde in einem abgelegenen Camp im Landesinneren von Alaska ein Wanderer tot aufgefunden. Bislang weiß noch niemand zu sagen, wer genau der junge Mann ist, der dort verletzt Schutz gesucht hatte. Sein Tagebuch und zwei Briefe, die im Camp gefunden wurden, erzählen jedoch die erschütternde Geschichte seiner verzweifelten und immer vergeblicher werdenden Anstrengungen, zu überleben.

Danach handelt es sich bei dem Mann um einen Amerikaner Ende zwanzig, Anfang dreißig, der bei einem Sturz eine Verletzung erlitten haben dürfte und der dann seinem Tagebuch zufolge mehr als drei Monate in dem Camp verbracht hatte. Seine Einträge schildern, wie er sich von der Jagd und von wilden Pflanzen zu ernähren versucht und dennoch ständig schwächer wird.

Einer der beiden Briefe ist ein Hilferuf, der sich an jeden richtet, der womöglich an dem Camp vorbeikommt, während er das angrenzende Gebiet gerade nach Essbarem absucht. In dem zweiten Brief verabschiedet er sich von der Welt.

Eine vor wenigen Tagen in der zentralen Gerichtsmedizin von Fairbanks durchgeführte Autopsie ergab, dass der Mann verhungert ist. Todeszeitpunkt vermutlich Ende Juli. In seinen Habsehligkeiten sind die Behörden auf einen Namen gestoßen, den sie für den des Toten halten. Da es ihnen bislang jedoch noch nicht gelang, die Identität zu bestätigen, wird sein Name vor der endgültigen Klärung vor der Öffentlichkeit zurückgehalten.

Obwohl der Artikel mehr Fragen aufrief, als beantwortete, hatten die ergreifenden Details darin bereits Bryants Interesse geweckt. Er fragte, ob ich den tragischen Vorfall untersuchen und einen ausführlichen Bericht für den *Outside* verfassen würde. Das Ganze müsse zudem schnell fertig werden. Ich war schon mit meinen anderen Aufträgen im Rückstand und entsprechend gestresst. Jetzt noch ein weiteres Projekt zu übernehmen – noch dazu ein solch aufwendiges mit engem Abgabetermin –, würde den Druck ganz erheblich verstärken. Doch da die Geschichte sehr persönliche Erinnerungen in mir wachrief, sagte ich zu, mir die Sache anzusehen und die anderen Arbeiten so lange aufzuschieben.

Wie sich herausstellte, handelte es sich bei dem verstorbenen Wanderer um den vierundzwanzigjährigen Christopher McCandless, der in der Nähe von Washington, D.C., aufgewachsen war und einen Abschluss der Emory University besaß. Rasch wurde klar, dass er ganz bewusst allein mit einem Minimum an Lebensmitteln und Ausrüstung durch die Wildnis Alaskas gezogen war. Es sollte der lang geplante Höhepunkt seiner Reise werden. Chris wollte seine Fähigkeiten einer Prüfung unterziehen, wollte Klarheit gewinnen über sein Leben, seine Ziele und den eigenen Platz in der Welt.

Ich war gespannt darauf, welche Einblicke in die Persönlichkeit von Chris mir seine Familie geben konnte, und schrieb deshalb im Oktober 1992 einen Brief an ihren Anwalt Dennis Burnett, in dem ich erklärte:

Auch ich habe mich mit 23 (inzwischen bin ich 38) allein zu einer Exkursion durch die Wildnis Alaskas aufgemacht, die meine Angehörigen und viele meiner Freunde bestürzt und besorgt zurückließ. (Neben dem Reiz des Abenteuers suchte ich vermutlich nach einer Art innerem Frieden und nach Antworten auf »die großen Fragen des Lebens«.) Aus diesem Grund erkenne ich in Chris vieles von meiner eigenen Person wieder, und ich habe das Gefühl, gut nachempfinden zu können, warum er glaubte, sich in einem so wilden, unerbittlichen Landstrich testen zu müssen ... Ich wäre überaus dankbar, wenn sich jemand aus seiner Familie bereit erklären würde, mit mir zu sprechen.

Mein Brief führte zu der Einladung von Chris' Eltern Walt und Billie McCandless, sie in ihrem Haus in Chesapeake Beach, Maryland, zu besuchen. Als ich ein paar Tage später an ihrer Tür erschien, war ich bestürzt über das Ausmaß ihrer Trauer. Dennoch beantworteten sie mit großer Liebenswürdigkeit all meine zahlreichen Fragen.

Zum letzten Mal gesehen oder gesprochen hatten Walt und Billie ihren Sohn am 12. Mai 1990, als sie nach Atlanta kamen, um an der offiziellen Examensfeier von Chris an der Emory University teilzunehmen. Nach der Zeremonie erwähnte er, dass er den Sommer über wahrscheinlich herumreisen würde und anschließend plane, sich an einer Law School auf Jura zu spezialisieren. Fünf Wochen später schickte er seinen Eltern eine Kopie seiner Abschlussnoten zusammen mit einem Brief, in dem er sich für die Geschenke zum Collegeabschluss bedankt. »Sonst ist nicht viel los, außer dass es hier jetzt richtig heiß und schwül zu werden beginnt«, schloss er seine Zeilen. »Schöne Grüße an alle.« Dies sollten die letzten Worte sein, die jemand aus der Familie von ihm hörte.

Walt und Billie waren begierig darauf, möglichst viel darüber zu erfahren, was Chris von der Inszenierung seines eigenen Verschwindens bis zu seinem einsamen Tod in der Wildnis Alaskas siebenundzwanzig Monate später alles getan hatte. Wohin war

er gereist, und wen hatte er kennengelernt? Welche Gedanken hatten ihn beschäftigt? Welche Gefühle? In der Hoffnung, ich könnte vielleicht ein paar Antworten auf diese Fragen finden, erlaubten sie mir Zugang zu sämtlichen Aufzeichnungen und Fotos, die nach seinem Tod gefunden wurden. Sie wollten, dass ich mit jedem, dem er begegnet war und den ich anhand der Unterlagen ausfindig machen konnte, Kontakt aufnehme, und dass ich außerdem jene Menschen befrage, die Chris vor seinem Verschwinden wichtig gewesen waren – allen voran seine einundzwanzig Jahre alte Schwester Carine, mit der ihn eine ungewöhnlich enge Beziehung verbunden hatte.

Als ich Carine wenig später anrief, reagierte sie eher argwöhnisch, unterhielt sich aber trotzdem etwa zwanzig Minuten mit mir und trug ein paar wichtige Informationen zu dem neunseitigen Artikel bei, der 1993 unter der Überschrift »Tod eines Unschuldigen« als Titelgeschichte der Januarausgabe des *Outside* erschien. Auch wenn ich viel positive Kritik zu dem Artikel erhielt, war ich selbst damit unzufrieden. Um meinen Abgabetermin einzuhalten, hatte ich ihn aus der Hand geben müssen, ohne noch einigen vielversprechenden Hinweisen nachgehen zu können. Wichtige Aspekte des rätselhaften Geschehens blieben im Unklaren, darunter auch die eigentliche Todesursache von Chris und die Gründe, die ihn dazu veranlasst hatten, nach seinem Weggang aus Atlanta im Sommer 1990 derart beharrlich jeden Kontakt mit seiner Familie zu vermeiden. Das ganze folgende Jahr setzte ich meine Recherchen fort, um diese und andere Lücken in der Geschichte zu schließen, und verarbeitete die Ergebnisse dann zu einem Buch, das 1996 unter dem Titel »Into the Wild« veröffentlicht wurde.

Niemand verstand Chris besser als Carine, so viel war mir bereits zu Beginn meiner Nachforschungen klar. Vielleicht verstand sie ihn sogar besser, als er selbst es getan hatte. Also rief ich sie an und fragte, ob sie bereit wäre, sich noch einmal ausführlicher mit mir zu unterhalten. Da sie ihren verstorbenen Bruder unbedingt schützen wollte, blieb ihre Haltung zwar grundsätzlich skeptisch,

aber sie erklärte sich einverstanden, mich in ihrem Haus in der Nähe von Virginia Beach zu empfangen. Wir begannen zu reden, mit der Zeit gab es immer mehr, das Carine mir erzählen wollte, und die vereinbarten zwei Stunden wurden am Ende zu zweitägigen Gesprächen. Irgendwann im Verlauf der Unterhaltung kam sie offenbar zu dem Schluss, mir vertrauen zu können, und bat darum, ich möge mir einige erschreckend offene Briefe ansehen, die Chris ihr geschrieben hatte. Briefe, die sie noch nie jemandem gezeigt hatte, weder ihrem Ehemann noch ihren engsten Freundinnen. Beim Lesen schwankte ich zwischen Bedauern und Bewunderung für Chris und Carine. Die Briefe waren bisweilen erschütternd und ließen wenig Zweifel daran, was ihn veranlasst hatte, alle Verbindungen zu seiner Familie abubrechen. Als ich schließlich im Flugzeug saß und zurück nach Seattle flog, schwirrte mir der Kopf.

Bevor Carine mir die Briefe zu lesen gab, bat sie mich, nichts davon in meinem Buch zu verwenden. Ich versprach, mich an ihre Wünsche zu halten. Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn Journalisten gebeten werden, gewisse Dinge als vertraulich oder »nicht für die Öffentlichkeit bestimmt« zu betrachten, und ich war schon bei früheren Gelegenheiten solchen Bitten nachgekommen. Die Bereitschaft fiel mir in diesem Fall sogar besonders leicht, da ich mir ebenso wie Carine wünschte, Walt, Billie und Carines Geschwistern aus Walts erster Ehe jeden unnötigen Schmerz zu ersparen. Außerdem war ich der Meinung, dass ich die Zusammenhänge, die ich aus den Briefen erfahren hatte, zwischen den Zeilen in das Buch einfließen lassen könnte, ohne das Vertrauen von Carine zu missbrauchen. Ich wollte den Lesern genügend indirekte Hinweise geben, um verständlich zu machen, dass Chris' scheinbar unerklärliches Verhalten in seinen letzten Lebensjahren in Wahrheit vor allem in seiner Kindheit gründete, genauer gesagt in den spannungsgeladenen Verhältnissen im Haus der McCandless.

Wie sich herausstellte, verstanden viele Leser das auch. Viele aber auch nicht. Zahlreiche Menschen konnten nach der Lek-

türe von *Into the Wild* nicht richtig begreifen, warum Chris dieses Leben gewählt hatte. Da ihnen die genauen Fakten fehlten, kamen sie zu dem Schluss, dass er einfach nur eigensüchtig, unverzeihlich grausam gegenüber seinen Eltern, geistesgestört, lebensmüde und/oder gedankenlos gewesen sein musste.

Diese falschen Einschätzungen ließen Carine keine Ruhe. Zwei Jahrzehnte nach dem Tod ihres Bruders hielt sie die Zeit für gekommen, offen und direkt die vollständige Geschichte von Chris zu erzählen, bis in ihre letzten ergreifenden Details. Ihr war inzwischen bewusst geworden, dass selbst den schrecklichsten Geheimnissen die Kraft zu verletzen genommen werden konnte, wenn man sie aus dunklen Winkeln ans helle Tageslicht zerrte.

Und so kam sie dazu, *Wild Truth* zu schreiben, das mutige Buch, das Sie jetzt in Ihren Händen halten.

Jon Krakauer
April 2014

EINLEITUNG

*Wer sich nicht der Vergangenheit erinnern kann,
ist dazu verdammt, sie zu wiederholen.*

George Santayana, *The Life of Reason:
Reason in Common Sense*

Das Haus am Willet Drive wirkt kleiner, als ich es in Erinnerung habe. Bei Mom war der Garten immer viel hübscher gepflegt, aber irgendwie passt das gespensterhafte Aussehen mit dem alles überwuchernden Unkraut und den vernachlässigten Sträuchern besser. Farbe kehrt in meine Knöchel zurück, sobald ich den Griff um das Lenkrad löse. Ich hasse dieses verfluchte Haus. Dreiundzwanzig Jahre lang brachte ich es fertig, mich zusammenzureißen, wenn ich in Virginia an den vertrauten Autobahnausfahrten vorbeikam. Einige Male rang ich hart mit der Versuchung, abzubiegen. Nur zu gerne hätte ich Erinnerungen an die Zeit zurückgerufen, die ich hier mit meinem Bruder verbrachte, den ich bis heute so furchtbar vermisse. Doch Schmerz raubt den Menschen auf grausame Art die unbeschwerte Erinnerung an die Kindheit. Die Leute glauben immer, unsere Geschichte zu verstehen, nur weil sie wissen, wie seine endete, dabei wissen sie überhaupt nicht, wie alles begann.

Das Haus, dessen Fassade einst eine sorgfältig gehütete Maske war, sieht nun verwahrlost aus. Ein wildes Gestrüpp aus Stechpalmen bohrt seine spitzen Stachelblätter ins Fundament, während seine Beeren wie Blutropfen aus den Mauersteinen zu quellen

scheinen. Die Holzverkleidung hängt verblichen und vergessen durch, leblos bis auf den Schimmel, der sich an ihren Rändern ausbreitet. Verschwunden sind die ordentlich angelegten Blumenbeete. Jetzt zieren nur wahllos verstreute Papierreste und Flaschen den Garten. Es ist, als wäre die Zeit für dieses Haus abgelaufen, als hätten es die vielen Jahre als Hauptdarsteller in einem zermürbenden Theaterstück ausgezehrt.

Der Knoten in meinem Bauch verwandelt sich rasch in einen Brechreiz. Ich klettere hinaus in die frische Oktoberluft, beuge den Oberkörper vor und warte geduldig. Die Erleichterung bleibt aus.

Die Einfahrt ist leer, ihre Betondecke voller Risse und Flecken. Doch das Haus ist nicht verlassen, wie ich erkenne. Jemand muss die Mülltonnen an die Straße gerollt haben, und unter dem Carport steht eine sorgsam abgedeckte Harley, von der ein Rad gerade weit genug herausragt, dass ich das Modell erkennen kann.

Ich wanke zurück zu meinem Honda Pilot und krieche hinein, um zu fliehen. Aber kurz bevor der Schlüssel die Zündung auslöst, taucht ein großer Chevy-Pick-up in meinem Rückspiegel auf und rumpelt die Einfahrt hinauf. Eine Frau mittleren Alters entsteigt dem Kleinaster und beginnt, Sachen aus der Fahrerkabine zu räumen. Als sie misstrauisch den vor ihrem Haus abgestellten SUV mustert, ärgere ich mich darüber, nicht auf der anderen Straßenseite geparkt zu haben. Ich atme einige Male tief durch, nutze den ermutigenden Energieschub und stehe wenig später erneut am Ende der langen, ansteigenden Einfahrt. Der Ausdruck in ihrem Gesicht will wissen, was zum Teufel ich hier zu suchen habe.

»Hallo, mein Name ist Carine McCandless. Ich bin in diesem Haus aufgewachsen.« Ich sehe, wie sich ihre zusammengezogenen Augenbrauen entspannen. »Kennen Sie die Vorgeschichte?«

»Ja«, erwidert sie zögernd. »Ein bisschen jedenfalls.«

Ihre nächste Antwort nehme ich einfach vorweg, denn ich gehe bereits den Hang hinauf, als ich frage: »Darf ich hereinkommen und kurz mit Ihnen reden?«

Sie stellt ihre Handtasche und die Kartons auf die Ladefläche

des Pick-ups und schüttelt die Hand, die ich ihr entgegenstrecke.
»Marian.«

Marian ist groß, gutaussehend, kräftig gebaut und besitzt einen festen Handschlag. Ihre langen rotblonden Haare erinnern mich an Wynonna Judd, die leuchtend violette Bluse zusammen mit dem schwarzen Hosenanzug würden zu einer unterbezahlten Sozialarbeiterin passen. Zwischen ihren schmalen Halsketten hängt eine etwas schwerere, mit einem auffälligen schwarzsilbernen Harley-Davidson-Anhänger. Sie wirkt freundlich, aber vorsichtig.

Ich lege sofort nach: »Wäre es Ihnen recht, wenn ich mich ein wenig umsehe?«

Sie deutet auf ihren verwahrlosten Vorgarten und weicht aus: »Na ja, keine Ahnung, was Ihnen das bringen sollte. Es sieht ganz sicher nicht mehr so aus wie zu der Zeit, als Sie hier gewohnt haben.«

Eine lange Pause tritt ein. Auch ohne dass sie es ausspricht, bleibt offensichtlich, dass Marian ungebetene Besuche nicht sonderlich schätzt. Nach einem weiteren Blick in mein hoffnungsvolles Gesicht gibt sie schließlich doch nach. »Dann geben Sie mir aber erst noch eine Minute, um den Hund herauszulassen, bevor er mir das ganze Haus vollpinkelt.« Sie lächelt: »Er ist halt schon ein alter Junge, der gute Charlie!«

Auf dem Weg zum rückwärtigen Garten hält der sehnige schokoladenfarbene Labrador den Kopf gesenkt und beobachtet mich aus prüfend nach oben gerichteten Augen. Seiner ergrauten Schnauze entfährt immer wieder ein harmloses Knurren, das klingt wie das Brummen eines alten Mannes, der in seinen Gewohnheiten gestört wird. Während er im Garten herumläuft und uriniert, wickelt mich Charlie immer wieder in seine extrem lange Leine und stellt sich zwischen mich und das Haus. Wieder und wieder befreit Marian meine Beine. »Charlie würde da sonst einfach rüberspringen«, sagt sie und ignoriert damit die Löcher im Zaun, durch die er hindurchschlüpfen könnte, völlig.

Ich bemühe mich, das Gleichgewicht nicht zu verlieren, und lasse meinen Blick über die Stellen wandern, zu denen Chris

und ich immer geflüchtet sind. Von dem großen Gemüsegarten, in dem wir jeden Sommer Bohnen pflückten, ist nicht die geringste Spur übrig geblieben. Nirgends schmücken mehr Astern und Chrysanthemen das gefallene Laub. Die hübsch angelegten Beete, die Mom so akkurat mit großen Steinen umsäumt hatte, ähneln nun aufgerissenen Mäulern mit schiefen Zähnen, die wirre Knäuel aus Wildwuchs und Unkraut ausspucken. Die Eisenbahnschwellen, die in regelmäßigen Abständen eingesetzt worden waren, um Stufen zwischen dem unterschiedlichen Niveau der Beete zu bilden, beschreiben jetzt nur noch vage den Anstieg des Gartens.

Da Marians vierbeiniger Beschützer mich für einen Moment aus den Augen verliert, gelingt es mir, den höher gelegenen Teil des Garten zu erreichen. In der linken Ecke ist ein sanfter Abhang, an dem Chris und ich Archäologen spielten und wo er schon in der Jugend seine bemerkenswerten Fähigkeiten als Geschichtenerzähler verfeinerte.

Das gesamte Wohnviertel hier war mitten in einem wirren Auf und Ab von Hügeln und Senken angelegt worden. Kleine Flüsse, die der Bewässerung von Tabakplantagen dienten, hatten sich hier Jahrhunderte zuvor ihre Wege gebahnt. Die Häuser an unserer Straße waren alle am Ufer eines ausgetrockneten Flussbetts entlang errichtet worden. Wenn man den Verlauf der rückwärtigen Maschendrahtzäune über die Nachbargrundstücke hinweg verfolgt, kann man noch heute den einstigen Weg des Wasserstroms ausmachen. Und dieser Wasserstrom lieferte reichlich Material zum Geschichtenerfinden.

Ich erzähle Marian, wie Chris und ich unseren Bollerwagen mit Plastikschaufeln und Eimern – und manchmal mit einem aus der Besteckschublade stibitzten Suppenlöffel – beluden und hier hinaufzogen. Dann gruben wir Abschnitt für Abschnitt um, wühlten im Dreck, begierig darauf, irgendwelche Relikte vergangener Zeiten zu entdecken. Nichts, worauf wir stießen, hätte für Dritte irgendeinen Wert gehabt. Für Chris jedoch war alles, was wir ausgruben, sagenhaft und bedeutsam. Aus den wichtigsten

Funden stellten wir unsere Geheimsammlung zusammen. Muschelschalen lagen überall herum und ließen sich mühelos finden. Wirklich aufregend wurde es, sobald wir auf Keramikstücke aus glasiertem chinesischem Porzellan stießen. Dann rissen wir die Arme triumphierend in die Höhe, rannten zum Wasserhahn hinunter und wuschen den Schlamm und Dreck ab, bis wir auf den weißen Scherben ein Muster erkennen konnten: Darstellungen orientalischer Häuser in weichen blau-violetten Farbtönen. In einem Schuhkarton bewahrten wir all unsere Fundstücke auf. Dort kramten wir nach passenden Bruchstellen, um die Überreste wie Puzzlestücke wieder zusammenzufügen.

Die stolzesten Momente erlebten wir, wenn unsere Trefferquote zur Rekonstruktion eines ganzen Tellers reichte. Dann saßen wir zusammen, genossen unseren Erfolg und blickten zur Ausgrabungsstätte hinauf, während Chris die verrücktesten Geschichten darüber erzählte, wie die Teile dort hingekommen waren. Er erzählte von chinesischen Armeen aus grauer Vorzeit, deren Soldaten einem Überraschungsangriff zum Opfer fielen, als sie gerade in den Speisezelten ihr Essen zu sich nahmen. Wehrlos mussten sie sich den überlegenen Truppen beugen. Die Teller fielen neben ihnen zu Boden und zersprangen, nur um Jahre später von dem fantastischen Archäologenpaar *Sir Flash* und dessen kleiner Schwester *Prinzessin Woo Bear* wiederentdeckt zu werden.

Heute liegt unser Grabungsort verschüttet unter diversen Haufen von Gartenabfällen. Der angenehme Duft von spätblühender Heckenkirsche zieht aus dem Nachbargarten herüber, und ich erinnere mich daran, dass wir über den Zaun stiegen wie ausgehungerte Landstreicher, um den Nektar aus den leckeren Sommerblüten zu saugen.

An Tagen, an denen wir weiter hinauswollten, lief Chris mit mir den Braeburn Drive hinunter bis zum Rutherford Park, wo die Bäche noch immer Wasser führten. Wir kletterten waghalsig die Ufer entlang, bekamen klatschnasse Turnschuhe bei den gescheiterten Versuchen, an immer breiteren Stellen über das klare, kalte Wasser zu springen, hüpfen über Felsbrocken, san-

gen Beatles-Songs und stellten Szenen aus unseren Lieblingssendungen im Fernsehen nach. Chris war hervorragend darin, immer wieder etwas Neues zu finden, mit dem wir uns ablenken konnten, und die Natur bot ihm dafür die meisten Möglichkeiten. Selbst wenn er Szenen aus *Raumschiff Enterprise*, *Buck Rogers* oder *Kampfstern Galaktika* auswählte, die keine Heldentaten erforderten, blieb er für mich immer mein Beschützer.

Den restlichen Teil des obersten Gartenteils bedeckt heute ein üppiger Efeuteppich. Die dunkelgrünen Blätter der Pflanze wucherten früher nur hinter einer weiteren Steinbegrenzung und dienten dort als saubere und praktische Latrine für unseren Shetland Sheepdog, mit dem wir stundenlang begeistert spielen konnten. Wenn Chris bei unseren Abenteuern der Anführer war, dann war Buck – oder wie er von Mom beim Hundezüchterverband offiziell registriert worden war: Lord Buckley von Naripa III – sein First Lieutenant. Buck war ein kleiner Soldat mit starkem Eigenwillen, der etwa Mutters Bemühungen um einen dichten Rasen regelmäßig zunichtemachte, indem er mit seinen Pfoten Grasbüschel herausriss, wenn er nach unseren Absätzen schnappte und dabei, wie es sich für einen Hütehund gehört, ständig Kreise um Chris und mich zog.

Marian ist inzwischen bereit, auch etwas von sich zu erzählen, und erklärt, dass sie das Haus vor zwei Jahrzehnten meinen Eltern abgekauft hat, da ihr altes Zuhause abgebrannt war und sie gemeinsam mit ihrem kleinen Sohn von vorne anfangen musste. Es ist mir gar nicht bewusst gewesen, dass der Verkauf schon so viele Jahre zurückliegt und dass das Haus seinen Besitzer seitdem nicht mehr gewechselt hat. Über den Vater des Jungen gibt Marian nicht viel preis, aber ihren wenigen Angaben entnehme ich, dass es eine harte, aber notwendige Entscheidung gewesen war, das Kind allein aufzuziehen, eine Entscheidung, die sie ohne Zögern gefällt hat. Sie spricht voller Zuneigung über ihren Sohn, der sie weiterhin besuchen kommt und ihr, soweit er es einrichten kann, bei Arbeiten im Haus hilft, und über ihre gemeinsamen Pläne für die Zukunft. Als die Rede auf das Reisen kommt,

leuchtet ihr Gesicht auf. Sie erzählt mir von den Solotouren, die sie auf ihrer Harley unternimmt, sobald es an einem ihrer seltenen freien Tage das Wetter erlaubt. Ich berichte ihr im Gegenzug von meinen Touren im Shenandoah-Nationalpark und meiner Kawasaki EX500. Sie ist so freundlich, mich nicht wegen des japanischen Rennofens aufzuziehen.

Mit einem Stups und einem kurzen Bellen gibt Charlie seiner Besitzerin zu verstehen, dass er fertig ist, und zu meiner Überraschung lädt sie mich ein, ihnen ins Haus zu folgen.

BEIM BETRETEN VON MARIANS KÜCHE schlägt mir eine Wolke kalten Zigarettenqualms entgegen, noch bevor die Windschutztür zufallen kann. Ich muss mich darauf konzentrieren, nicht unwillkürlich zurückzuweichen, und schaffe es nicht mehr, mein Husten diskret zu unterdrücken.

»Au weia!«, ruft Marian aus. »Brauchen Sie einen Schluck Wasser?«

Ich werfe einen Blick auf den Turm aus Gläsern und Geschirr, der aus dem Spülbecken bis weit über die Arbeitsplatte ragt.

»Nein, schönen Dank. Es geht mir gut.« Vermutlich hätten mich die Zustände draußen darauf vorbereiten sollen, was mich im Innern des Hauses erwartet. Letzten Endes bin ich Marian aber überaus dankbar dafür, dass sie mich in ihr Heim eingeladen hat. Ihr Lächeln ist ungezwungen und aufmunternd, und selbst Charlie wirbelt in freudiger Erwartung auf die Besichtigungstour jaulend im Kreis umher.

»Entschuldigen Sie das Durcheinander«, sagt Marian und lehnt sich an einen Tisch. »Aber ich bin gerade so im Stress!« Die eindrucksvollen Berge an Papieren und Post wirken wohl sortiert, was mich vermuten lässt, dass für Marian jeder Stapel eine ganz spezielle Bedeutung hat. Überquellende Aschenbecher nehmen jede freie Fläche ein. Abgesehen von der Unordnung, scheint jedoch alles um mich herum genau wie zu meiner Kindheit: die

Aufteilung, die Küchenschränke und Wandfliesen, ja selbst die Küchengeräte sind dieselben.

»Ich weiß noch, wie ich mit meiner Freundin Denise an diesem Herd Cookies gemacht habe«, fällt mir ein.

Marian ist froh über meinen Ausflug in die Vergangenheit. Ich erinnere mich an ein Foto von Buck und mir, auf dem wir ausgestreckt auf diesem Boden liegen und fest eingeschlafen sind. Es war damals sein erster Tag bei uns. Ein kleiner Welpe, der sich in mein gelbes Sweatshirt kuschelte. Ich trug Zöpfe.

Marian führt mich quer durch das Erdgeschoss, das über zwei Ebenen verläuft, und die beiden Treppen in den Keller hinunter, wo meine Eltern ihr Büro hatten. Dort verbrachte Mom den größten Teil ihrer Zeit. Sofort nach dem Aufstehen machte sie sich dort – häufig noch in Pyjama, Daunenweste und Slippers – konzentriert und zügig an die Arbeit. Ihre eigenen beruflichen Ambitionen hatte sie eingetauscht gegen die Aussichten auf eine bessere Zukunft, für die Dads neu gegründete Firma sorgen sollte. Und so half sie beim Aufbau von User Systems, Incorporated, einer Beraterfirma für Raumfahrttechnik, die auf die Entwicklung luft- und weltraumgestützter Radarsysteme spezialisiert war. Die vielen langen Arbeitstage, die sie beide in dieses Unternehmen investierten, machten sie reich. Glücklicherweise nicht.

Mom war ständig damit beschäftigt, irgendwelche Texte und Briefe zu tippen, Kopien anzufertigen oder Präsentationsmappen zusammenzustellen und zu binden. Bevor wir uns auf den Schulweg machten, war sie schon bei ihrer vierten Tasse Kaffee. Neben ihrer Büroarbeit wurde von ihr erwartet, unzählige Maschinenwäsche zu waschen, das Haus makellos sauber zu halten, den Garten hübsch anzulegen und zu pflegen und das Abendessen pünktlich auf den Tisch zu stellen. Wenn Chris und ich vom Training oder von Bandproben nach Hause kamen, war sie bereits vom Kaffee zum Rotwein übergegangen, um sich rechtzeitig vor Dads Rückkehr zu betäuben. Er war die meiste Zeit fort, traf sich mit bedeutenden NASA-Wissenschaftlern, zog Aufträge von Großunternehmen wie Jet Propulsion Laboratory, Northrop

Grumman und Lockheed Martin an Land oder hielt Vorlesungen an der Naval Academy.

Wenn Dad auf Geschäftsreise war, hatten wir manchmal ein paar entspannte Tage. Ansonsten machten Chris und ich uns jedoch lieber aus dem Staub, sobald wir seinen Cadillac in den Carport fahren hörten. Er schimpfte lauthals und blaffte Anweisungen, kaum dass er den Fuß ins Haus gesetzt hatte. Häufig kritisierte er unsere Mutter dafür, dass sie ihn nicht schick angezogen in kurzem Rock, zehn Zentimeter hohen Stöckelschuhen, perfekt frisiert und geschminkt begrüßte.

Chris und ich übernahmen zwar viele Aufgaben im Haushalt und sorgten mit wachsendem Alter für eine gewisse Entlastung, aber Moms Arbeitspensum blieb gewaltig. Schließlich gab sie zumindest ihren Selbstanspruch des »Ich schaff das schon alles« auf und stellte eine Halbtagskraft ein, die ihr bei der Hausarbeit half. Woraufhin unser Vater ihr bloß erklärte, sie würde faul werden und hätte ja nun keine Ausrede mehr, die Rolle der sexy Sekretärin zu verweigern.

In Wahrheit trug sie ebenso viel zum Erfolg der Firma bei wie er. Er mag nie offen anerkannt haben, wie wichtig sie fürs Geschäft war, aber gerade das Wissen um ihren Beitrag dürfte ein wesentliches Motiv für seine ständigen Gängelungen gewesen sein. »Ohne mich bist du gar nichts, *du Tippse!*«, schrie er beim geringsten Zeichen von Auflehnung. »Du hast doch nicht einmal ein College besucht! Ich bin ein verfluchtes Genie! Ich hab das erste amerikanische Raumschiff auf den Mond gebracht! Du hast doch in deinem ganzen Leben noch nichts Bedeutsames geleistet!«

Wäre unsere Mutter bereit gewesen, ihren eigenen Talenten zu vertrauen, hätte sie so gut wie alles erreichen können. Ungeachtet all seiner wissenschaftlichen Grade und Fachkenntnisse stieg unser Vater nur auf ihrem Rücken die Karriereleiter hinauf. Ich lernte in sehr jungen Jahren schon, woran man ein selbstverliebtes, chauvinistisches Arschloch erkennt, und schwor, niemals eins in meiner Nähe zu dulden. Zumindest, sobald ich alt genug war, das selbst zu entscheiden.

Lud Dad Geschäftspartner zum Abendessen nach Hause ein, gab Mom stets die bezaubernde und völlig gefasste Gastgeberin. Auch von Chris und mir wurde dann erwartet, uns auf vorteilhafteste Weise zu präsentieren. Gewöhnlich bestand dies in einem kurzen Vortrag am Klavier, auf dem Waldhorn oder der Geige, begleitet von Anpreisungen unserer jüngsten schulischen und sportlichen Erfolge. Ich weiß noch, wie ich mit neun vor einem dieser Abende neben Moms Schreibtisch auf dem Boden lag und mich vor Schmerzen wand. In meinem Magen rumorte es mit solcher Heftigkeit, ich fürchtete, meine Eingeweide müssten jeden Moment explodieren. »Schhh! Still!«, zischte Mom. »Das hier *muss* fertig werden, bevor dein Vater nach Hause kommt!« Sie war halb angezogen, trug Lockenwickler im Haar und hatte das Abendessen schon im Ofen warmgestellt. Als ich Vermutungen darüber anstellte, woran meine Schmerzen liegen könnten, schrie sie: »*Still*, hab ich gesagt, Carine! Geh auf dein Zimmer und leg dich auf den Bauch! Wahrscheinlich sind es nur Blähungen!« Mit den Blähungen hatte sie glücklicherweise recht. Leider gewöhnte ich mich aber an das Hinlegen und Stillsein.

Marian führt mich wieder eine Treppe hinauf in unser ehemaliges Spielzimmer, wo Chris und ich unsere Architektenkünste mit kunstvoll gebauten Burgen unter Beweis stellten. Wir zogen unsere Betten ab und plünderten unsere Regale, um dann die Ecken der Laken und Bettdecken, die Dach und Wände bilden sollten, auf den Tischen unter Bücherstapeln einzuklemmen. Kein Kissen blieb verschont. Wir brauchten sie alle für Gänge und Türen. Manchmal ließen Mom und Dad uns nachts in der Burg schlafen. Dann löste Chris vorsichtig eines der hochgeklappten Laken und las mir im Schein seiner Campinglampe vor. Kurz vor dem Schlafengehen besorgten wir uns dann noch Popcorn, vor allem, wenn der Fernseher in den Innenausbau integriert worden war.

Heute erhebt sich hier neben einer breiten Couch ein altertümlicher Standaschenbecher, dessen tellergroße Schale einen Berg Zigarettenskippen trägt. Scharfer Ammoniakgeruch liegt in der verrauchten Luft. Der Teppichboden ist entfernt worden, ge-

wiss, weil der alte Charlie es allzu oft doch nicht mehr rechtzeitig nach draußen geschafft hat. Entlang der Fußleiste ragen noch die Nagelbänder in den Raum.

»Passen Sie auf, wohin Sie treten«, warnt Marian. »Ich muss den Teppich unbedingt bald ersetzen.« Sie weicht einer Reihe spitzer Nägel aus und führt mich den Flur hinunter zu einem Schlafzimmer mit angeschlossener Toilette. »Diesen Raum benutze ich im Moment nur als Abstellkammer«, sagt sie und öffnet die Tür. Ich werfe einen raschen Blick in das Zimmer, das ich als angehender Teenager für kurze Zeit bewohnt hatte.

»Kommen noch immer diese lästigen Höhlenschrecken rein?«, will ich wissen.

»Oh ja, und ob!«, ruft Marian aus, und wir verziehen beide das Gesicht.

Die Tatsache, dass in unserem Haus immer alles penibel sauber und ordentlich war, hielt diese ekligen Insekten nicht davon ab, in den tieferen Teil des Erdgeschosses und den Keller einzufallen. Diese furchtlosen Mistviecher, die aussahen wie eine teuflische Kreuzung zwischen Spinne und gewöhnlicher Feldgrille, waren in dem braunen Plüschteppich perfekt getarnt und griffen größere sich bewegende Ziele an, statt ihnen aus dem Weg zu gehen. Jeden Morgen musste ich erst vier oder fünf dieser widerlichen Biester jagen, bevor ich mich in Ruhe für die Schule fertigmachen konnte.

Marian und ich gehen weiter in die geräumige Waschküche, die für uns früher einen weiteren Fluchtweg nach draußen bildete. Die Waschmaschine und der Trockner sind noch dieselben, deren Bedienung Mom mir erklärte, und einmal mehr beeindruckt mich die Qualität der Haushaltsgeräte aus den Siebzigern. Nur wo unsere Tiefkühltruhe Fleischvorräte für Moms Abendessen und Gin-Nachschub für Dad bereithielt, steht jetzt ein neuer Kühlschrank.

Auf unserem Rückweg kommen wir an der schmalen Tür vorbei, durch die man in den niedrigen Stauraum unter den Treppenstufen kriechen kann. *Darin haben Chris und ich uns immer versteckt*, denke ich und merke erst, dass ich es laut ausgesprochen habe, als ich Marians beunruhigten Gesichtsausdruck bemerke.

Wir steigen wieder hinauf zur Küchenebene, und von dort folge ich Marian über die nächste Treppe zu den Zimmern im Obergeschoss. Meine Lederstiefel werden plötzlich schwer wie Blei. Ich drehe den Kopf zur Seite, während meine aufgestauten Emotionen sich nicht mehr unterdrücken lassen und als sanfte Tropfen meine Wangen hinablaufen.

»Warum hat er sie so gehasst?«, fragt Marian leise. »Ich habe das Buch über Ihren Bruder gelesen und auch den Film gesehen. Warum nur ein solch harter Bruch? Waren Ihre Eltern wirklich so schlimm?«

Die Ahnungslosigkeit, die aus ihrer Frage spricht, lässt mich seufzen. Zu oft ist mir diese Frage bereits von zu vielen Menschen gestellt worden. Begründet liegt diese Verständnislosigkeit in einer Lüge, einer Lüge, die ich selbst half aufrechtzuerhalten, an deren Notwendigkeit ich selbst einmal glaubte. »Um ehrlich zu sein«, sage ich mit unsicherer Stimme, »verglichen mit unserem wirklichen Leben haben Film und Buch sie noch extrem freundlich dargestellt.«

VORZEICHEN WIE ZUSCHLAGENDE TÜREN und lauter werdende Stimmen mussten immer rasch registriert werden. Gelang Chris und mir das nicht rechtzeitig, waren wir dazu verdammt, die Hauptleidtragenden des nächsten Streits zwischen unseren Eltern zu werden. Den Anfang machte meist ein Hagel an Beleidigungen, gefolgt von einer Hetzjagd die Treppe hinauf, bis Dad meine Mutter einholte, herumstieß und schließlich auf das altmodische nussbaumfarbene Bett im Gästezimmer warf, wo er sie allem Anschein nach im nächsten Moment erdrosseln wollte.

»Kinder! Kinder! Hilfe! Seht nur, was euer Vater mir antut!«, schrie sie japsend.

»Kinder! Kommt *sofort* her! Seht nur, was eure Mutter mich zu tun zwingt!«, lautete seine klägliche Verteidigung.

Anfangs schrie ich dann, er solle aufhören, und versuchte, ihn

von ihr herunterzuzerren. Chris war drei Jahre älter und aus eigenen schmerzhaften Erfahrungen klüger. Er zog mich dann schnell zurück, bis ich lernte, von der Tür aus zuzusehen. Wir waren gezwungen, zu bleiben und zuzusehen. Uns lähmte die Angst davor, was mit unserer Mutter, aber auch mit uns selbst geschehen würde, wenn wir gehen würden, bevor wir die Erlaubnis dazu hatten. So begriffen wir schon als kleine Kinder die Verhaltensregel, dass man bei einem Bären, der bereits Witterung aufgenommen hat, nicht mehr weglaufen soll, sondern am besten völlig regungslos stehen bleibt. Ohne ein Wort der Entschuldigung ließ Dad irgendwann von Mom ab, die sich prompt in unsere Arme warf und zusammenbrach. »Entschuldigt, Kinder«, kreischte Mom dann Dad hinterher, der wortlos davonging, »aber die Geburt von Chris hat mich nun mal an euren Vater gekettet!«

Ich erinnere mich noch, wie verzweifelt Chris heulte, weil seine Geburt solch furchtbare Probleme verursacht hatte.

Nach diesen Streits war der aufgestaute Hass bei unseren Eltern immer noch so groß, dass er ein zusätzliches Ventil brauchte. Das führte nun unweigerlich dazu, irgendeine kürzlich verübte jugendliche Schandtat von Chris und mir wieder aufzuwärmen. Vielleicht hatten wir vergessen, etwas im Haus zu erledigen, oder wir hatten uns beim Kampf um den letzten Oreo gegenseitig die Zunge herausgestreckt. Also wurden wir aufgefordert, das Werkzeug für unsere Züchtigung selbst auszuwählen, während unten im Erdgeschoss Dad und Mom direkt an der Treppe vor der Tür zum Esszimmer auf uns warteten. Chris und ich machten uns auf den vertrauten Weg den Flur hinab zu Vaters Kleiderschrank.

Hand in Hand durchsuchten wir seine Gürtelsammlung und versuchten uns daran zu erinnern, welche am wenigsten schmerzten, welche Schnallen über weniger scharfe Kanten verfügten. Trafen wir allerdings die falsche Wahl, würde er uns bestimmt noch einmal herschleppen und selbst ein passenderes Werkzeug aussuchen.

»Beeilt euch gefälligst, verdammt noch mal!«, brüllte er und verschüttete dabei seinen Gin.

Wir trafen unsere Entscheidung und gingen den Flur zurück.

Ich atmete so aufgeregt, dass Chris mich beruhigte: »Keine Bange, es ist gleich vorbei.« Während wir uns mit schweren Füßen die Stufen hinunterschleppten, wirkte Dad freudig erregt, wie er dort auf einem Esstischstuhl saß. Wir mussten uns nebeneinander über seinen Schoß legen. Dann riss er uns die Hosen und Unterhosen herunter, klatschte seine Hand auf den nackten Hintern von Chris und fuhr mit den Fingern über meinen.

Kurz und scharf knallte das Leder zwischen unseren Schreien. Ich werde niemals vergessen, wie ich den Kopf in den Nacken bog und statt der erhofften Nachsicht nur das sadistische Vergnügen sah, das sich in den leuchtenden Augen und dem furchterregenden Grinsen meines Vaters spiegelte. Er wirkte auf mich wie ein Süchtiger, der gerade den Höhepunkt seines Rauschs erlebte. Mom schaute zu und mischte sich, wie ich mir einbildete, aus Angst nicht ein, aber zugleich lag in ihrem Blick auch eine Art Befriedigung. Sie glich einem Opfer, das nun selbst einer Bestrafung beiwohnte. Wir bekamen, was wir verdienten. Wir hatten durch die Last unserer bloßen Existenz ihr Leben ruiniert, hielten sie in dieser Hölle gefangen.

Wenn Dad fertig war, wobei die Länge der Bestrafung vom Grad seiner Betrunkenheit abhing, zogen wir uns meist in das Zimmer von Chris zurück und versteckten uns unter seinen Stockbetten, bis wir zum Abendessen gerufen wurden. Während wir Bauchlappensteak und Kartoffelpüree verteilten, drehte sich die Unterhaltung um alles Mögliche, nur nicht um die Auseinandersetzungen an diesem Tag. Es wurde darüber gesprochen, was wir in der Schule gelernt hatten, welche bedeutenden Aufträge sie in letzter Zeit abgeschlossen hatten, wie intelligent wir waren, wie reich sie waren, welche Renovierungen demnächst im Haus anstanden oder wie die Pläne für den kommenden Familienurlaub aussahen. Den einzigen Bezug zu den Vorfällen, die sich eben erst ereignet hatten, bildeten vage Berichte über andere Kinder, die voneinander getrennt und in Pflegefamilien gesteckt worden waren, nachdem sie überreagiert und solche Dinge herumerzählt hatten.

Dad war raffiniert genug, keine Spuren auf uns zu hinterlas-

sen, die Außenstehende sofort bemerkt hätten. Die tiefer gehenden emotionalen Wunden, die sie uns zufügten, kümmerten unsere Eltern nicht. »Macht nicht solch ein Drama daraus«, wurde uns gesagt. »Solange man es nicht sehen kann, ist es kein wirklicher Missbrauch.« Wir sollten dankbarer sein für all die Vorzüge, die wir in unserem Leben genossen. Aus den Nachrichten wussten wir, dass es uns besser ging als vielen anderen Kindern, und wir nahmen an, dass es in den meisten Familien ähnlich ablief wie bei uns. Es war unser Normalzustand, und wir gewöhnten uns daran.

»Hey, alles in Ordnung mit Ihnen? Möchten Sie noch raufgehen?« Marian reißt mich aus meinen Gedanken.

»Entschuldigen Sie, ja, alles in Ordnung«, antworte ich nicht sonderlich überzeugend. »Es ist nur alles ein wenig viel.«

»Das ist es bestimmt, Sie Arme«, pflichtet Marian bei. »Aber manchmal hilft es auch, gewisse Dinge noch einmal aufzuarbeiten, hab ich recht?« Marians Worte rühren mich. Ich folge ihr die Treppe hinauf.

Die erste Tür, die sie öffnet, führt in mein ehemaliges Zimmer. Ich zeige, wo mein Bett stand und wo die Spiegelkommode, auf der sich erst meine Kuscheltiersammlung und später in Teenagerzeiten meine Sammlung an Schmink- und Frisierartikeln stapelten. Das Zimmer nebenan gehörte Chris.

»Soll ich Sie ein paar Minuten allein lassen?«, bietet Marian mitfühlend an.

»Nein, es geht schon, danke.« Ich weiß nur zu gut, dass ich meine Gefühle nicht eine Sekunde im Griff behalten könnte, wenn ich allein in diesem Raum bliebe.

Ich erkläre Marian, wo das Stockbett von Chris stand und wo sein Spieltisch, auf dem stets Hunderte von Soldaten aufgebaut waren. Wenn er mir die Schlachten schilderte, schienen die kleinen Plastikfiguren zum Leben zu erwachen, und ich glaubte fest daran, was für ein genialer Stratege Chris war. Später ersetzten dann eine extrabreite Matratze und ein Schreibtisch das künstliche Schlachtfeld.

Insgeheim fühle ich mich erleichtert, als Marian erklärt, mir

das Gästezimmer lieber nicht zeigen zu wollen. »Da stapelt sich meine ganze Bügelwäsche, ein riesiges Durcheinander«, sagt sie lachend. Und auch beim Elternschlafzimmer fällt meine Reaktion ähnlich aus. Es besteht kein Grund, Marians persönlichstes Reich in die Besichtigungstour einzuschließen. Die einzige angenehme Erinnerung, die ich mit diesem Raum verbinde, war dieser eine unvergessliche Tag, als unser Vater die Katze getreten hatte und es ihr anschließend gelang, sich in seinen Schrank zu schleichen und dort systematisch in all seine Schuhe zu pinkeln. An diesem Nachmittag wuchs unsere Achtung vor der Russisch-Blau-Katze, die wir Pug nannten, enorm.

Marian begleitet mich noch bis vor die Haustür. Ich bedanke mich für ihre Hilfsbereitschaft, und wir tauschen Handynummern und E-Mail-Adressen aus. Ich bin so froh über die Chance, diesen Ort noch einmal gesehen und mich an das Gute wie das Schlechte noch einmal erinnert zu haben, dass ich Marian fest an mich drücke.

Bevor ich losfahre, sehe ich Chris vor mir, wie er die Straße entlang auf mich zurennt, dicht auf den Fersen folgt ihm Buck, während ich ihn mit einer Stoppuhr in der Hand anfeuere, seine alte Rekordzeit zu unterbieten. Ein letzter Blick in den Vorgarten weckt die Erinnerung, wie wir dort Schneeburgen bauten, in denen wir heimlich Lager mit Schneeballmunition anlegten, um nach Schulschluss auf plötzliche Angriffe von anderen Banditen aus der Nachbarschaft vorbereitet zu sein.

Was ich im ersten Moment für ein verwahrlostes Eigenheim hielt, kommt mir jetzt wie ein sehr entspanntes Zuhause vor. Erschöpft von dem heuchlerischen Theater, das es fast zwei Jahrzehnte lang beherbergte, wird jetzt nicht länger von ihm erwartet, Eindruck zu schinden, nicht länger verlangt, Sünden zu verbergen. Es ist, was es ist. Es mag nicht mehr so hübsch aussehen, aber dafür lebt es nun in Frieden, und um diesen Zustand beneide ich es. Ich verfolge, wie das Haus im Rückspiegel kleiner und kleiner wird, bis es schließlich verschwindet.

Teil 1

Wert



*... ich will zu ihnen hingehen und sagen, Stopp,
tut's nicht – sie ist die falsche Frau,
er ist der falsche Mann, ihr werdet Dinge tun,
die ihr nie zu tun für möglich glaubtet,
ihr werdet Kindern Schlimmes antun,
ihr werdet Arten von Leid erfahren, die ihr nicht kanntet,
ihr werdet sterben wollen. Ich will zu denen, die dort
in der späten Maisonnie stehen, hingehen und es sagen ...
... aber ich tue es nicht. Ich will leben. Ich
heb sie hoch wie zwei Anziehpuppen aus
Papier und schlag sie an ihren Hüften
gegeneinander, als seien es Feuersteine,
als ließen sich Funken aus ihnen treiben, ich sage,
Tut, was immer ihr tun wollt, ich werde davon erzählen.*

Sharon Olds »I Go Back to May 1937«,
The Gold Cell